

Liebe Gemeinde,

ein Mann hat im Lauf der Zeit den größten Teil seines Haupthaars eingebüßt. Schließlich sind ihm nur noch drei Haare geblieben, und er entschließt sich auf seine alten Tage, von nun an einen Zopf zu tragen – geflochten aus den drei Haaren.

Eines Tages ist er wieder mal beim Friseur, um sich den Zopf neu flechten zu lassen. Dabei passiert dem Friseur ein Missgeschick. Er reißt seinem Kunden versehentlich ein Haar aus. Tausendmal entschuldigt er sich für seinen Fehler, aber der Kunde ist großzügig und sagt: „Ach, halb so schlimm, dann trage ich eben die Haare von heute an offen.“

Zopf oder offene Haare – das macht schon einen Unterschied. Das ist ja auch der Grund, warum man zum Friseur geht. Man möchte danach anders aussehen als vorher – gepflegter, frischer, schöner.

Wenn man die Wartezeit beim Friseur nutzt, um in den ausliegenden Zeitschriften zu blättern, dann findet man dort eine Vielzahl von Beispielen, was ein guter Friseur bewirken kann. Da gibt es diese Vorher-Nachher-Seiten, die den Eindruck erwecken, dass bei professioneller Behandlung aus einer grauen Maus (linke Seite) ein attraktives Model (rechte Seite) werden kann. Das verstärkt die Sehnsucht: so möchte ich auch sein. Nur klappt das nicht immer – weil die Bilder nicht die ganze Wahrheit zeigen, sondern technisch bearbeitet und aufgehübscht sein. Und wenn nur noch zwei Haare da sind, kann wahrscheinlich auch der größte Künstler nicht mehr viel machen.

Vorher-Nachher-Vergleiche können aber sehr hilfreich sein, um Entwicklungen und Veränderungen bewusst zu machen, die wir sonst vielleicht kaum wahrnehmen würden. In Erinnerung an den Bau der innerdeutschen Grenze vor sechzig Jahren haben wir in den letzten Tagen Bilder gesehen von diesem monströsen Bauwerk aus Stacheldraht und Beton, das Familien zerriss und die Menschen das Fürchten lehrte. Heute zieht sich ein grünes Band entlang der ehemaligen Mauer – ein geschützter Weg, der nicht mehr trennt, sondern verbindet. Vorher war es der Todesstreifen – jetzt ist es eine Lebenslinie. Es ist klug, sich in Erinnerung zu rufen, wo wir

herkommen, damit wir wahrnehmen und wertschätzen können, was sich zum Guten verändert hat.

Im 2. Kapitel des Epheserbriefs stellt der Apostel Paulus auch einen Vorher-Nachher-Vergleich an. Er wendet sich in diesem Abschnitt sehr ernst, grundsätzlichen Fragen des Christseins zu. Die Gemeinde in Ephesus wird daran erinnert, wo sie herkommt, und ihr wird aufgezeigt, was sich seither geändert hat. Paulus sagt: Vergesst nicht, in welcher Lage ihr vorher wart – bevor ihr zum Glauben an Jesus gefunden habt – und macht euch bewusst, wie tiefgreifend die Veränderung ist, die sich vollzogen hat, als ihr Christen wurdet. Paulus gebraucht in seinem Vorher-Nachher-Vergleich radikale Formulierungen, die einen erst mal zusammensucken lassen. Vorher wart ihr tot, schreibt er. Und er stellt das unfassbare Nachher dagegen: „Aber Gott hat euch lebendig gemacht!“

Euer Dasein ohne Bindung an Gott kann man nicht Leben nennen: Ihr standet gewissermaßen mit einem Bein in der Hölle. Paulus sagt es noch drastischer: Ihr wurdet von einer dunklen Macht bestimmt und geleitet, die euch immer tiefer ins Elend zog. Das bedeutet: Jenseits von einem Leben mit Gott ist kein neutraler Raum, in dem man sich selbstzufrieden einrichten könnte. Jenseits von Gott stehen wir am Rand des Abgrunds; sind wir rettungslos verloren – auch wenn wir uns mit aller Kraft darum bemühen, anständige Menschen zu sein.

Martin Luther hat uns darum einmal mit einem Reittier verglichen. Er sagt: Es gibt nur zwei Möglichkeiten: Entweder Gott darf uns bestimmen und prägen und leiten - oder sein Widersacher wird die Zügel in die Hand nehmen und uns in seine Richtung treiben. Ein Drittes gibt es nicht.

Damit wir nichts falsch verstehen, muss ich an dieser Stelle unbedingt festhalten, dass wir hier nicht über moralischen Werturteile reden. Wir reden nicht über die Frage, ob jemand ein guter oder ein schlechter Mensch ist. Hier geht es um die Machtfrage. Es geht um Besitzverhältnisse – um die Frage, ob mein Leben bei Gott beheimatet ist oder ob ich mich ihm verweigert habe. Und das kann man sowohl im Gewand eines lupenreinen, tadellosen Lebenswandels tun – und ebenso auf völlig verkommene, moralisch verwahrloste Weise. Das Zweite hat Paulus hier wohl eher vor Augen, wenn er von den

Begierden des Fleisches spricht, denen einige der Epheser offenbar verfallen waren.

Paulus meint: Da kommen wir alle her. Alle. Das ist unser Ausgangspunkt. Das ist der Zustand, in dem wir vorher waren – vor unserer Entscheidung für Jesus: fremdbestimmt, getrieben, unfrei und selbstbezogen.

Das ist ein spannender Gedanke. Das heißt ja: Verlorenheit ist nicht das Ende, sozusagen die Strafe für ein verfehltes Leben, sondern der Ausgangspunkt. Und wenn dieser Zustand von Paulus als Tod beschrieben wird, dann bedeutet das auch: Wir können nichts daran ändern. Was sollen Tote auch tun? Ihre ganze Freiheit besteht darin, leblos im Grab zu liegen. Das ist das „vorher“ - unser „vorher“, nicht das „vorher“ von irgendwelchen üblen Leuten da draußen.

Umso leuchtender malt Paulus das „nachher“: Es hat Gott keine Ruhe gelassen, dieses Elend mit anzusehen. Gott ist nicht der, der Menschen am Ende in die Hölle schickt und sich dann darüber freut, dass er wahnsinnig gerecht geurteilt hat. Er ist der, der Menschen aus der Hölle herausholt; der aus Toten Lebende macht.

Ihr Lieben, wisst Ihr, was hier passiert? Hier wird die Ostergeschichte neu erzählt. Was auf Jesus zutrifft, trifft auf alle zu, die ihm gehören:

- vorher tot, nachher auferweckt;
- vorher ohne Gott, am Rand des Abgrunds - nachher mit Jesus, unterwegs in einem neuen Leben;
- vorher Kinder des Zorns, jetzt von seiner großen Liebe beschenkt;
- vorher Gefangene der Finsternis, jetzt Ehrengäste am Tisch des Herrn.

Selig nennt Paulus das, aus Gnade selig gemacht: gerettet, nach Hause gebracht, geborgen in Gottes Frieden, die innere Mitte wiedergefunden, befreit von der Angst vor dem Abgrund.

Denkt an die Geschichte vom verlorenen Sohn. Darin steckt genau der gleiche Gedanke. Als der Vater das heimgekehrte Kind im Arm hält und das Fest beginnt, da ruft er aus: „Dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden.“

Versteht Ihr – hier geht es nicht um graduelle Abstufungen von menschlichen Schwächen, sondern um ein prinzipielles Entweder –

Oder. Weg vom Vater – das ist nicht nur eine vorübergehende Lebenskrise, in die jeder mal geraten kann. Das ist nicht bloß ein mehr oder weniger schlimmes Zurückbleiben hinter den Erwartungen, das man schulterzuckend abtun kann, indem man darauf verweist, dass ja keiner perfekt ist. Nein – im Gleichnis heißt es: „Dieser mein Sohn war tot, weil er nicht beim Vater war, aber jetzt ist er wieder lebendig geworden – also auferstanden.“

Darauf will Paulus hinaus. Er will den Ephesern bewusst machen, dass sich Ostern auch an ihnen vollzogen hat, als sie zum Glauben kamen und sich taufen ließen: vorher tot – jetzt lebendig. Jeder, der sich an Jesus, den Auferstandenen, bindet, erfährt ein persönliches Ostern. Das ist die zentrale theologische Erkenntnis aus dem 2. Kapitel des Epheserbriefs. Was machen wir nun damit?

Mir war beim Lesen dieses Abschnitts einigermaßen unwohl. Denn ich musste mich ja fragen, wie sich diese Worte von Paulus zu meinem Leben verhalten. Ich glaube, den meisten Christen geht es so, dass sie die Zeit vorher, vor ihrer Hinwendung zu Jesus, nicht so düster in Erinnerung haben, wie Paulus sie hier beschreibt: „tot in Übertretungen und Sünden“.

Und noch viel bedrückender ist, dass das „nachher“ bei mir – und vermutlich auch bei anderen Christen auch – bei weitem nicht so glänzend aussieht, wie der Apostel es darstellt.

Ehrlicherweise müssen wir zugeben, dass man es unserem Alltag nicht unbedingt ansieht, dass wir aus einem katastrophalen „Vorher-Zustand“ in einen herrliches „Nachher-Dasein“ überführt wurden, oder? Können wir reinen Gewissens behaupten, dass wir in guten Werken wandeln?

Wer ein bisschen achtsam mit sich umgeht, merkt doch auf Schritt und Tritt,

- wie unzureichend er immer noch und immer wieder ist;
- wie es hapert an allen Ecken und Enden, auch im „nachher“;
- wie die Liebe auf der Strecke bleibt;
- wie uns die Weisheit mangelt,
- wie uns Ungeduld, Angst, Sorge, Gier, Geiz und Verbitterung treiben. Wir sind voller Unzulänglichkeit.

Und wie oft fühlen wir uns selig und dem Himmel nahe? Wie steht es da mit dem „vorher“ und „nachher“? Ist es wirklich himmlisch, wie wir leben? Für mich kann ich sagen: ich kenne solche himmlischen Momente, aber sie sind selten. Das andere, die Mühsal des irdischen Daseins überwiegt. Die Kräfte reichen oft vorne und hinten nicht. Sorgen machen sich breit, was wohl auf uns noch alles zukommt mit der vierten Corona-Welle und so. Den Himmel stelle ich mir schon noch etwas anders vor. Aber was soll dann die Rede vom neuen Leben?

Nun, zunächst können wir festhalten, dass Paulus hier kein frommes Wunschbild zeichnet. Von der Mühsal des Alltags, von der Unzulänglichkeit und vom Scheitern weiß er mehr als die meisten von uns. Im Brief an die Römer bekennt er: „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich.“ Zu diesem Zeitpunkt ist er schon mehr als 20 Jahre Christ. Die Vorher-Nachher-Bilanz fällt offenbar auch bei Paulus nicht besonders glänzend aus. Worin also unterscheiden sich Vorher und Nachher, wenn wir doch nachher keine besseren Menschen sind als vorher?

Kurzum: Jesus macht den Unterschied, nicht unsere Lebensumstände und schon gar nicht unser Lebenswandel. Jesus macht den Unterschied.

Nicht unsere Lebensumstände haben sich geändert, als uns Gott zum neuen Leben erweckte; nicht die Mühsal der Arbeit in einer Leistungsgesellschaft; nicht die Angst, zu versagen und unseren Aufgaben nicht zu genügen; nicht die Sorgen, die uns das Herz schwer machen; nicht die äußeren Umstände, in denen wir uns zurechtfinden müssen. Verändert hat sich eines: Wir sind mit alledem nicht mehr Kinder des Ungehorsams und Kinder des Zorns, nicht mehr geritten von einer dunklen Macht, die es nicht gut mit uns meint.

Wir sind mit alledem bei Jesus. Und er geht mit uns durch alles hindurch. Es ist ganz einfach: Bei Gott ist genug Liebe und genug Stärke. Er hatte genug Liebe und genug Stärke, uns aus der Verlorenheit herauszuretten. Das war das schwerste Stück Arbeit. Nun wird er auch mit dem Rest noch fertig.

Er nimmt uns noch nicht aus der irdischen Problemzone heraus, aber er geht mit uns hindurch. Er hat genug Liebe und Stärke.

Ihr Lieben, Liebe und Stärke Gottes haben einen Namen, und das ist Jesus. Jesus geht mit durch alle Tiefen, geht mit durch den Stress; geht mit durch die Krankheit; geht mit durch das Versagen; geht mit durch die Traurigkeit; geht mit durch das Altern; geht mit durch den Abschiedsschmerz; geht mit, wenn uns alles zu viel wird; geht mit, wenn niemand uns braucht; geht mit durch die Einsamkeit. Er geht mit und bringt uns durch.

Und in seiner Gegenwart lernen wir dann Schritt für Schritt, unser Leben an seinem Vorbild auszurichten. Er legt uns die guten Werke, die wir tun sollen, vor die Füße. Wir müssen nur noch hinschauen und zugreifen. Wenn Paulus davon schreibt, dass wir in den guten Werken wandeln sollen, die Gott zuvor bereitet hat, dann meint er die Gelegenheiten, wo wir im richtigen Augenblick am richtigen Ort waren und ohne langes Überlegen das Richtige getan haben – und hinterher anderen haben die anderen gesagt: „Dich hat der Himmel geschickt.“ Das Gute lag schon bereit. Wir mussten es nur noch verwirklichen. Vielleicht erinnert Ihr Euch an solche Gelegenheiten, wo Euch genau das geschenkt worden ist. Haltet sie fest in Eurem geistlichen Gedächtnis. Und seid gewiss: Unser Gespür für diese vorbereiteten Gelegenheiten wird immer feiner und aufmerksamer werden, je mehr wir vom neuen Leben gekostet haben.

Aus Gnade sind wir selig geworden. Das heißt nicht, dass wir alle Schwierigkeiten, die das Leben mit sich bringt, schon hinter uns hätten, sondern dass wir mit Jesus unterwegs sind – und dass unser Weg deshalb, weil Jesus mitgeht, sein gutes Ende schon in sich trägt.

Amen.

EG 357, 1-5